Die Brodbürste.

Von François Coppée.

Mein Unglück war die Brodbürste. Eine jener mit ehrwürdig weißem Haar, elfenbeinernem Griff und ebensolchem Rücken ausgestatteten Bürsten in Yatagan oder Handscharform, mit denen sich das Stubenmädchen, zuweilen die Hausfrau und das Hausfräulein in bürgerlichen Häusern bewaffnet, um damit nach beendeter Mahlzeit die Brodkrumen vom Tische zu fegen. Ein derartiges Hausgeräth brachte mir dauerndes Verderben.

Es war mir niemals in den Sinn gekommen, mich zu verheirathen. Da ich erst 28 Jahre alt war, hatte ich vollauf Zeit, daran zu denken. Zudem sagte mir oftmals mein mir wohlgesinnter Chef, der die Gewohnheit hatte, meinen Namen auf ein Papier zu malen, während er sprach: „Junger Mann! Ich rathe Ihnen auf das Entschiedenste ab, sich jemals zu verheirathen. Nicht weil ich selbst schon seit zehn Jahren von meiner Frau getrennt lebe (ein glückliches Lächeln umspielte seine Lippen) und seither in drei väterliche Prozesse verwickelt gewesen bin (seine Stimme nahm hier einen traurigen Klang an), o nein, nicht deshalb.... aber.... (er bog den Kopf nach seitwärts und vollendete den kunstvollen Schnörkel meines Namenszuges) ich rathe Ihnen trotzdem auf das Entschiedenste ab!"

Ich gab ihm die Versicherung, daß ich ohnedies gar nicht daran denke. Wozu auch? War ich nicht vollkommen glücklich? Hatte ich mir nicht mein Junggesellenleben auf das Angenehmste eingerichtet? Ich war schon zu jener Zeit in dem Communal-Bureau angestellt, welchem ich heute noch meine Dienste widme. Ich bezog das für mein Alter ansehnliche Gehalt von 2700 Francs und bekleidete ein Amt, welches mich nicht allzusehr in Anspruch nahm. Man wollte mir wohl und hatte von meinen Fachkenntnissen in Begräbniß-Angelegenheiten eine sehr hohe Meinung. Ich galt in der That für einen tüchtigen Specialisten. So war ich in der angenehmen Lage, meinen Berufsagenden täglich nur zwei Stunden widmen zu müssen, während ich den übrigen Theil des Tages an die Auflösung schwieriger Räthsel und Rebusse illustrirter Wochenblätter wendete. Auch in dieser Thätigkeit war es mir vergönnt, eine besondere Fertigkeit mir anzueignen, und an jedem Sonntag las ich mit Befriedigung meinen Namen unter der Rubrik: „Richtige Lösungen haben eingesendet:" — Trotz dieser kleinen Annehmlichkeiten betrachtete ich die im Amt verbrachte Zeit als eine dem Broderwerbe geopferte. Mein eigentliches Leben begann um 4 Uhr Nachmittags, um welche Zeit ich, ein leichtes Chanson trällernd, mit einem winzigen Stück Seife versehen, zum Waschbecken eilte und mir die Hände wusch. Bald war das unliebsam glänzende Bureau-Sacco mit einem eleganten Straßenrock vertauscht, wie von selbst glättete der feine Tuchärmel die ab und zu rebellischen Haare des Seidenhutes, und ich spazierte, dem Portier einen Gruß zublinzelnd, nach dem metallischen Rhythmus meines Spazierstöckchens über die Boulevards des Invalides und Montparnasse in die Richtung meines etwas entlegenen Heims.

Wie herrlich waren diese Wanderungen! Zumal an linden Sommernachmittagen. Das helle Sonnenlicht, welches den Maler an seine Staffelei bannte, vergoldete mit seinem stetigen Strahl die Laubkronen der uralten Bäume. Sie sind längst nicht mehr. Man hat sie während der entsetzlichen Belagerung vernichtet und seither durch abscheuliche Platanen ersetzt. Wie lieblich war's doch, im Schatten der alten, lieben Linden, der behäbigen Kastanienbäume zu lustwandeln, welche zur Zeit Louis' XIV. gepflanzt worden waren, zu einer Zeit, in der man den Bäumen und Institutionen Raum und Zeit ließ tüchtige Wurzel zu fassen und sich gedeihlich zu entwickeln! — Vor dem Ostbahnhofe wurde täglich Halt gemacht. Der Kellner hatte mir mein Lieblingsplätzchen reservirt, und ich verzehrte mein Mahl in friedlicher Stille; ab und zu ließ ich meinen Blick durch's Fenster schweifen, beobachtete das Einlaufen der Züge, und ergötzte mich am Anblick der Ausflügler, welche zu den Portalen des Bahnhofes hinaushasteten.

Da gab's Soldaten, die einander auch in den Gesichtszügen merkwürdig ähnlich sahen; alte Botaniker mit blauen Brillen und grünen Botanisirbüchsen; Liebespärchen der mannigfaltigsten Sorte, vom zaghaften Bürschchen, welches das Stubenmädchen seiner Eltern über Land führt und gesehen zu werden fürchtet, bis zum siegessicheren Roue, der einer schüchternen Gouvernante den Arm bietet.... Sobald es zu dunkeln begann, war es meine Gewohnheit, vor einem Cafe ein kleines Eis zu nehmen, und dann ging's nach Hause, zu mir nach Hause, in mein eigenes Heim! O, das war eine schöne Zeit! Wer mag jetzt wohl in den traulichen Räumen, die ich selbst dekorirt hatte, hausen? Gewiß irgend ein Philister, ein Griesgram, der Wände unwürdig, welche ich eigenhändig mit den Portraits berühmter Männer bemalt hatte.

In jenem Winkel standen, säuberlich geordnet, meine Pfeifen; hier lag meine im schwarzen Futteralsarge schlummernde Flöte, in die ich bei geöffnetem Fenster süßes Leben zu hauchen pflegte; dort breitete der von Traulichkeit und Roßhaar überquellende Lehnstuhl seine weichen Arme nach mir aus; auf jenem Brett blinzelten die goldenen Buchstaben auf den Einbanddecken der Bücher, die ich wohl hundertmal gelesen hatte und fast wörtlich auswendig kannte. Mein guter alter Dickens! — Wie köstlich, in diesen Räumen, sein Morgenpfeifchen schmauchend, umherzuspazieren, vor dem Fenster das grüne Meer des Luxembourg, in der Ferne der Dom des Pantheon und über all dem Luft, Licht, Himmel, so viel Himmel! Die Schwalben zogen gar dicht vor meinem Fenster unaufhörlich hin und her, ihr zartes „Cuik, Cuik" klang wie: Gut' Morgen ....

Und wie prächtig schwanden mir die Abende dahin! Unaussprechliches Glück zog in meine Brust ein, wenn ich bei ernstem und doch freundlichem Mondschein mich in mein Fenster legte und ein zartes Lied von Mozart auf meiner Flöte blies. — Man fragt: Und die Frauen! Freilich, auch das zarte Geräusch meines ruhig verfließenden Lebens hatte sich zuweilen mit den Knistern von Frauenkleidern vermengt; doch waren es nur solche, die von Mädchen getragen werden, welche man des Abends vor den Magazins erwartet und deren Geplauder man mit halbem Ohre zuhört, sobald man sie zum bescheidenen Souper führt. — Ich hatte die Unvorsichtigkeit, just dieses einst einem älteren Kollegen, einem, wie es heißt, „praktischen" Manne anzuvertrauen. Er erklärte, mir helfen zu wollen.... Er wisse etwas Passendes für mich .... Eine Mitgift von 30,000 Franks nebst Aussicht auf mehr.... Die Mutter habe violette Lippen.... und würde bald einer Herzkrankheit erliegen .... er wolle mich bei der Familie einführen....

Ich zögerte, überlegte; überlegte und zögerte, — Nach vierzehn Tagen war ich verloren, ich hatte eine Einladung zum Mittagessen in der Familie des Mädchens angenommen. Die Brodbürste gab mir den Rest.

Die Mahlzeit war wirklich tadellos. Wir plauderten recht angenehm, ich fühlte mich von der Familie angemuthet; die Empfindung der Behaglichkeit durchströmte mein Herz. — Mama hatte den Anschein einer zwar etwas förmlichen, aber sonst ganz ausgezeichneten Dame, welche die Pause zwischen Braten und Mehlspeise mit eingehenden Untersuchungen der Politik der europäischen Großmächte auszufüllen liebte. Auch der Vater mit seinem fleischigen Kopfe und dem stattlichen, graumelirten Barte mißfiel mir nicht; ich hatte eben gut dinirt. Ich hatte leider viel zu gut dinirt und vertiefte mich, ohne an irgend etwas Bestimmtes zu denken, in's Dessert, welches wie in allen guten Bürgershäusern, auch hier aus Biscuit, Orangen, Aepfeln, Nüssen und warmen Kastanien bestand. In jenem Augenblicke gab die Mutter der Tochter einen Wink; sie erhob sich, nahm ein Körbchen und die unglückselige Brodbürste zur Hand und tänzelte graziös von Couvert zu Couvert, um die Brodkrumen vom Tischtuche zu entfernen. Man ist von Fleisch und Bein, man hat Blut, warmes Blut in den Adern.

Was Wunder also, daß ich den Entschluß faßte, um ihre Hand anzuhalten, als diese große, feingewachsene Brünette mit den Aprikosenwangen sich lachend über mich beugte, so daß ihre langen Flechten nach vorne auf meine Schultern fielen und mich mit ihrem Parfum förmlich trunken machten!

Ich habe um ihre Hand angehalten. Zehn Jahre sind seither verflossen und ich bin der unglückseligste Mensch auf Erden geworden.

Adieu ihr lustigen Rebusse der illustrirten Journale von ehedem! Jetzt stecke ich bis an den Hals in langweiligen Aktenstücken; ich untersuche „Vorschläge zur Desinficirung der Straßen", ich referire über die „Bewegung der Viehseuchen"! Das macht mich krank, elend. Ich bin Vater dreier Kinder und beziehe ein Gehalt von nur 5000 Franks. Das macht mich rasend! Ich muß demnach arbeiten, viel arbeiten. Das macht mich nervös.

Um mir bei meinen Vorgesetzten Ansehen zu verschaffen, muß ich Bücher schreiben: „Die Todtenschau, ihre Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft", in zwei Bänden. „Ueber die Gefahren der vorzeitigen Beerdigung," in drei Bänden. Die Beerdigung auf den Friedhöfen der Vorstädte und der Leichentransport durch Eisenbahnen mit Rücksicht auf eine ästhetische Statthaftigkeit und die Rückwirkung auf die öffentliche Hygiene", in vier Bänden! — Ich! der ehemalige Flötenspieler und Versemacher! ach ja, Musik und Poesie können nur Poeten und Junggesellen genießen! Auch meine reizenden Promenaden von ehedem haben längst aufgehört. Jetzt muß ich um 4 Uhr Nachmittags eilends in einen Pferdebahnwaggon springen um nach dem abscheulichen Quartier zu gelangen, in welchem meine Frau wohnen will, da sie ihren Eltern näher sein möchte. Ich bewohne ein niederträchtiges Zimmer, durch dessen Fenster ich auf ein demolirtes Gebäude und weiter rückwärts auf das Profil eines siebenstöckigen Häusermonstrums blicken muß, welches noch dazu mit einer mir verhaßten Nuance grün angestrichen ist.

Und dabei kann ich mich nicht einmal über meine Frau beklagen, sie ist ein sehr liebenswürdiges Geschöpf. Freilich verhätschelt und verdirbt sie die Kinder in einer unverantwortlichen Weise. Sie liebt nicht wie eine Mutter, sondern wie eine Henne ihre Küchlein. An Alles, was meine Frau thut, habe ich mich gewöhnt, nur nicht an die von ihr mit systematischer Genauigkeit bewerkstelligte Unordnung im Hause. Ja, Unordnung — oder soll ich es etwa anders nennen, wenn man sich des Winters am Ofen wärmen will und nicht dahin gelangen kann, weil es Kinderwäsche zu trocknen gibt? Ebensowenig wie diese Gewohnheit, werde ich jemals begreifen können, wie man ein Kindermädchen im Hause dulden kann, das stets einen odiosen Weingeruch verbreitet und deren Anblick schon nervös macht.

Auch über meine Schwiegermutter könnte ich mich keineswegs beklagen. Sie hat so viel zu thun, ihrem strengen, tyrannischen Gemahl mit den drohenden Augenbrauen die schier unerschöpflichen Wünsche an den Augen abzulesen, daß für mich fast gar keine Zeit übrigbleibt. Aber er, Dubu, mein Schwiegervater, er ist es, der mir mein Leben vergiftet, der mir meine Existenz unleidlich macht. Anmaßend und mittelmäßig, mißbraucht er seine hohe Stirne und den geistig bedeutend scheinenden Ausdruck seiner Züge dazu, jedem seiner Aussprüche den Anstrich der tiefsten Weisheit zu geben. Dabei befleißt er sich einer unausstehlich langsamen, nachdrücklichen Redeweise, welcher der Charakter einer ebenso unberechtigten als lächerlichen Lehrhaftigkeit innewohnt. Mein Schwiegervater weiß Alles, hat Alles vorher gesehen, er hat Alles immer schon viel früher gesagt. Er hat Anschauungen über Politik, Geschichte, Philosophie und Kunst, Er beherrscht alle Disciplinen, mit denen jemals der menschliche Geist sich befaßt hat. Ihn überrascht, ihn wundert nichts. Dabei umspielt ein ungemein suffisantes Lächeln seinen feingeschnittenen Mund, und er tändelt unaufhörlich an einer goldenen Uhrkette, die er um den Hals trägt.

Er beschäftigt sich aber auch mit socialen Fragen, verlangt Hebung der Gewerbe und konstatirt eine Abnahme der öffentlichen Wohlthätigkeit; gleichzeitig aber verweigert er einem Krüppel zwei Sous, weil diese Lumpen Gebrechen simulireu, sei er selbst doch einst von einem zerlumpten Mädchen angebettelt worden, welches, um sein Mirleid zu erwecken, ihm ein Kind aus — Wäschelappen! unter die Nase hielt. — Kaufe ich irgend einen Gegenstand, Dubu weiß immer einen Mangel daran zu entdecken und würde ihn beiweitem billiger und besser zu erstehen gewußt haben; warum ich ihn nicht gebeten habe, weshalb ich mich lieber an ihn wende u. s. w. Dubu hatte unter Anderm künstlerischen Geschmack. Als wir im vergangenen Herbst den Jahrestag unserer Hochzeit festlich begingen, machte er uns ein furchtbares Gemälde zum Geschenk. Das elende Machwerk stellte eine geschmackwidrige, ekelhafte Episode aus der Inquisitionszeit dar. Unterschiedlich verzerrte Menschenleiber schmorten an Pfählen, während blutige Henker anderen Opfern die Augen ausstachen. Dieses Schandwerk sollte in unser Speisezimmer gehängt werden und meinen Appetit verderben. Ich wiedersetzte mich auf das Entschiedenste. Da ersann er einen teuflischen Racheplan; er schenkte uns für unser Schlafgemach ein wandgroßes Porträt, welches ihn selbst in einer Freimaurer-Uniform darstellte! In dieser Weise verfließt nun mein Leben! Und warum all das? Weil mir das Blut damals zu Kopfe stieg, als meine Frau mit der Brodbürste die Krumen vom Tische fegte!

Oh, diese Bürste! Wie um mich an die Genesis meines Unglücks fortwährend zu gemahnen, nimmt meine Frau an jedem Sonntage nach dem Souper, das sichelförmige Instrument, welches mir damals die Freiheit abgeschnitten hat, zur Hand und fegt lächelnd die Brodkrumen vom Tischtuche. Es ist hart, solches Sonntags, am Tage der Ruhe, erleben zu müssen, nachdem man die Fährlichkeiten einer Landpartie mit Schwiegereltern und Kindern überstanden hat. Kein Wunder, wenn man von nichts als dieser unglückseligen Sichelbürste oder Bürstensichel träumt. Ja selbst im Traume erscheint mir die tückische Bürste; ihre Form weckt in mir die trübselige Erinnerung an das letzte Viertel des Honigmondes meiner Ehe!

Alternde Mädchen.

Alte Jungfern! — Das spöttische Lächeln, welches manche Lippen umschwebt, wenn jene beiden Worte genannt werden, wer sollte es nicht kennen! Ist es wohl zu ertragen, wenn sie gedankenlos, verächtlich oder gar in beleidigender Weise ausgesprochen werden: am allerwenigsten, wenn dies Leute thun, die es kaum werth sind, die Schuhriemen jener „Bespöttelten" zu lösen.

Wie viele jungen Mädchen erfahren in der Liebe eine Enttäuschung und sind zu beständig, zu ehrenwerth, zu edel denkend, um dann eine Ehe einzugehen des äußeren Vortheils willen, wenn nicht der Hauch inniger Neigung ihr verklärende Weihe gibt. Andere wieder sind Opfer strenger Pflichterfüllung, sie wollen dem Geliebten nicht einen vielleicht durch den Leichtsinn des Vaters oder Bruders befleckten Namen bringen, oder sie wollen ihn nicht dem Zusammenleben einer griesgrämigen Mutter aussetzen, ihm nicht die Sorge für verwaiste, jüngere Geschwister aufbürden.

Wie viele Ursachen gibt es nicht, welche einem Mädchen die Verheirathung unmöglich erscheinen lassen.

Die Jahre vergehen, das einst vielleicht gefeierte Mädchen überschreitet endlich das 30., 40. Lebensjahr! In all diesen Jahren ist das instinctive Sehnen nach einem theilnehmenden, gleichgesinnten Gefährten, in dessen starken Armen man ausruhen kann von der Last des Lebens nicht erfüllt, sind die goldenen Jugendträume nicht verwirklicht worden. Die rosigen Wangen werden bleich und eingefallen, Silberfäden durchziehen immer mehr und mehr die sorgsam gepflegten Flechten. Wir sehen nur die äußeren Veränderungen. Eines aber bleibt sich ewig gleich: es ist das Herz, welches niemals altert, es pulsirt noch ebenso warm und feurig wie in der Jugend.

Die Meisten von uns fühlen die Elasticität des Empfindens. Niemand aber so sehr wie das alternde Mädchen, denn es versteht es nicht, mit Gracie alt zu werden, gleich der Frau und Mutter, deren Gloriole anmuthig zu sinken beginnt, je mehr der jugendliche Kreis heranwächst, welcher sich mit vertrauensvollem Aufblick um sie schaart. Mag das alternde Mädchen auch ihre Pflichten getreulich vollbracht haben, es bleibt doch eine Leere zurück; die echte Mission des Weibes, das Schaffen und Walten im eigenen Heim, das Aufgehen in dem geliebten Gatten, zu dem sie mit vertrauensvoller Liebe emporblicken möchte, es ist nicht ihr zu Theil geworden. Sie vergißt den Flug der Zeiten und dünkt sich in ihrem Innern noch das harrende Mädchen.

Höchst selten aber sind die Fälle, welche ein alterndes Mädchen noch in späteren Jahren dem häuslichen Glücke zuführen, denn die meisten Männer fordern vor Allem ein hübsches Antlitz und legen nur wenig Werth auf die vortrefflichen Eigenschaften des Herzens und des Geistes. Daher kommt es, daß manches alternde Mädchen einsam bleibt bis an's Ende ihrer Tage; die Mehrzahl solch armer Ausgestoßener aus dem Hafen des Glücks wird ihrer Umgebung zum Segen durch ihre Güte und Aufopferung; gibt es dann aber einzelne, welche wirklich verbissen und hartherzig, sich selbst und anderen zur Qual, durch's Leben gehen, so müssen wir manch bitterem Herzeleid Rechnung tragen und Mitleid walten lassen!

Kaum ein noch so einsam dastehendes Mädchen wird es geben, das nicht in einem verborgenen Fache ihres Schreibpultes irgend eine heilige Erinnerung aufbewahrt an die goldene Zeit der Liebe, sei es nur ein vergilbtes Briefblatt, eine verwelkte Blume, eine erbteichte Locke oder irgend ein kleines Geschenk, das geheiligt ist durch die Erinnerung an den Geber. Es sind dies Mahner aus längst vergangenen Tagen, traute Andenken an selige Stunden, Reliquien, die geheiligt sind durch manche heiße Thräne, welche darauf gefallen in Stunden bitteren Schmerzes.

Darum kann mit vollster Ueberzeugung behauptet werden, ein alterndes Mädchen, das, einem Engel des Friedens gleich, Segen spendet, wohin es kommt, soll Liebe und Verehrung überall finden. Nicht Spott also mögen sie ernten, die vielverpönten alten Jungfern. Eine jede von ihnen hätte den Rechten gefunden, wenn sie nur gewollt hätte. Und wenn sie aus was für Gründen immer ihr Glück geopfert, so sollte es unsere Pflicht sein, ihr Blumen auf den rauhen Pfad eines einsamen Daseins zu streuen, nicht aber, sie zu schmälern, denn:

„Mancher ist wohl, der erfahren
Hat auf Erden keine Lust;
Keiner, der nicht still bewahren
Wird ein Weh in seiner Brust."

Der späte Gast.

Es saß an jedem Abend
Bei'm Wirth ein später Gast,
Der ging, eh's zwölf geschlagen,
Gar niemals heim zur Rast.

„Ich bleibe," sprach er lachend,
„Nur immer deshalb hier,
Weil nie mein Schlüssel öffnet
Vor Mitternacht die Thür'."

Und fröhlich trank sein Gläschen
Er bis in später Nacht,
Und bis die zwölfte Stunde
Im Gasthaus war vollbracht.

Dann wankte er nach Hause
Und — wenn das Schloß er fand
Dann öffnete sein Schlüssel
Ihm ohne Widerstand.

Das war ein guter Schlüssel,
Ganz kunstgerecht gemacht,
Nur öffnete die Thüre
Er nie vor Mitternacht.

Wie dieses kam, das wußte
Allein der späte Gast;
Der ging, eh's zwölf geschlagen,
Gar niemals heim zur Rast;

Und weil er niemals früher
Sich je nach Hause trug,
D'rum öffnete sein Schlüssel
Auch nie eh's zwölfe schlug.

— Ein Wort an die Besitzer von Taschenuhren! Ein Artrikel aus dem „Allgem. Journal der Uhrmacherkunst," welcher die Aufschrift trägt: „Wie man die Taschenuhr behandeln muß", lautet: Eine wirklich gute Taschenuhr ist ein so werthvolles Object, daß man in der Behandlung derselben mehr Sorgfalt anwenden sollte, als dies leider im Allgemeinen geschieht. Man ziehe die Uhr mit größter Regelmäßigkeit stets zu derselben Zeit auf, am besten hierzu ist die Zeit des Aufstehens am Morgen. Es ist möglichst zu vermeiden, die Uhr auf eine Marmortischplatte oder überhaupt auf eine kalte Fläche zu legen. Bei feinen Uhren kann der plötzliche Temperaturwechsel durch Zusammenziehen des Metalls die Feder sprengen. Außerdem macht die Kälte das Oel gerinnen, infolge dessen arbeiten die Räder und Zapfen weniger leicht und beeinträchtigen die Regelmäßigkeit des Ganges. Am besten ist es, die Uhr beim Weglegen in schräger Stellung gegen einen weichen Gegenstand zu lehnen, möglichst entsprechend der Lage, die sie in unserer Westentasche einnimmt. Frei aufgehängt darf die Uhr nicht werden, weil da leicht Schwingungen entstehen, die außerordentlich störend auf den Gang einwirken. Es ist hauptsächlich darauf zu sehen, daß die Deckel der Uhr gut schließen; will man seine Uhr rein halten — was leider nur selten geschieht — so benutze man nur Lederetaschen. Die mit Tuch oder Futterleinen gefütterten Taschen erzeugen durch fortwährende Reibung eine Menge winziger Fäserchen, die nach und nach in die beschließende Uhr eindringen. Der Schlüssel sei so klein und knapp passend wie möglich, damit man sofort den Widerstand des Werkes nach Vollendung des Aufziehens gewahr werden kann. Auch wird bei einem zu weiten Schlüssel der Stahlzapfen, der zum Anfziehen bestimmt, allzusehr mitgenommen, und gerade dessen Reparatur ist ziemlich kostspielig. Daß man beim Stellen einer Uhr die Zeiger absolut nicht zurückdrehen darf, ist unrichtig. Es ist sogar besser, wenn man dadurch ein längeres Drehen erspart, sie zurück, anstatt vorwärts zu drehen. Von Zeit zu Zeit muß das Innere einer Uhr nothwendigerweise gereinigt werden. Nach und nach trocknet das Oel auf, Staub sammelt sich und demgemäß nützt sich die ganze Maschinerie ungebührlich ab, während die Functionen derselben unregelmäßig werden und oft ganz aufhören. Wer eine gute Uhr sein eigen nennt, und dieselbe lange als gut betrachten will, der muß sie mindestens alle zwei Jahre einmal reinigen lassen. Doch hierbei ist besondes zu beachten, daß man die Uhr nur zuverlässigen Händen anvertraut.

Gnomen.

Tadel mußt du ertragen, willst du dich
vor Andern hervorthun:
Ihn hat als Steuer die Welt stets auf
die Größe gelegt.

Wo sind die Tempel von Stein und die
Götzenbilder zerbrochen;
Aber es huldigt das Herz heimlich noch
manchem Idol.

Fürchterlich ist im Zerstören die kleine
giftige Zunge;
Feuer und Schwert sind nur Stümper
verglichen mit ihr.

Unserem Erdengefängniß dient zum Fenster der Glaube,
Daß der Gefangene kann hoffend die
Ewigkeit sehn'n.

Nasenstudien.

Aus Bodenstedt's Täglicher Rundschau.

„Deine Nase ist wie der Thurm auf Libanon,
Der gen Damaskus siehet."

Hohelied VII. 4.

„Daß du die Nase ins Gesicht behälst" — so wünscht bekanntlich Onkel Bräsig, die kreuzbrave Haut, einmal über das andere, wenn sein Blut in Wallung geräth und er sich vor komischer Emphase nicht zu lassen weiß.

Ein christlicherer Ausruf ist kaum denkbar: denn wer die Nase einbüßt, verliert sein besseres Selbst — vorausgesetzt, daß er nicht beweibt ist. Welch' hohen Rang und hervorragende Wichtigkeit unsere Nase behauptet, vermag man erst dann vollkommen zu verstehen, wenn man sich den häßlichen Eindruck vergegenwärtigt, den ein Antlitz übt; welches der Zierde seiner Nase ganz oder theilweise verlustig ging. Von jeher hatte daher die Rhinoplastik, die neuerdings einen staunenswerthen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, sich mit dem Problem der Nasenbildung mit besonderem Eifer beschäftigt. Aber gleichwohl ist es ihr bislang noch nicht gelungen, diesen Theil des göttlichen Ebenbildes so täuschend nachzumachen, daß eine kokette Schöne um den Verlust desselben nicht mehr besorgt zu sein brauchte. — Jener Magistrat, der einem Unglücklichen, welcher auf offener Straße mit einem schaudererregenden Nasenfragment umherlief, nachdem er im Communaldienst seinen „Thurm von Libanon" durch einen unverschuldeten Unglücksfall theilweise verloren hatte, von Amtswegen eine blecherne Nase anfertigen ließ, hat damit ebenso viel Rücksicht auf das Gefühl seiner Bürger wie Verständniß für die Bedeutung jenes Gliedes bewiesen. Nicht minder wußte jenes Pferd dasselbe zu würdigen, das seinem Peiniger die Nase abbiß und — entsetzlich! — verschluckte. Da diese Methode der Wiedervergeltung nach beglaubigten Zeitungsberichten in unseren Tagen auch von wüthenden Barbaren unserer civilisirten Länder öfters angewendet wird, so ist der Wunsch des alten Bräsig wahrhaftig nicht mehr ohne allen practischen Grund.

Nächst den Physiognomikern und dem Seelenriecher Jäger, der die Nase in physiologischer Hinsicht neuerdings zu hohen Ehren gebracht hat, weiß wohl Keiner so sehr den Werth der Nase zu schätzen wie der Schauspieler. — Meister Döring, der von den mimischen Hilfsmitteln der Darstellungskunst so viel wußte, weil er es für rühmlicher erachtete, durch die Natur die Kunstwirkungen zu erzielen, pflegte von seinen Collegen, die sich zur Herstellung der Maske künstlicher „Nasencorrecturen" zu bedienen pflegten, mit geringschätzigspöttischem Lächeln zu sagen: „Ah, pah — geht mir doch mit diesen Nasenkünstlern! Da aber die Dörings immer seltener werden, so mag man es den Epigonen nicht verübeln, wenn sie auch die Nase in den Dienst ihrer Kunst stellen. Und daß sie, wenn dies mit Geschick und Findigkeit geschieht, damit wirklich überraschende Effekte hervorbringen, wird Niemand leugnen, der die physiognomische Bedeutung der Nase kennt; denn bekanntlich hat das Sprichwort Recht, welches uns lehrt: „Ein guter Giebel ziert das Haus" — und ein schlechter verunziert es.

Man kann sogar noch weiter gehen und behaupten, daß von der Nasenform in den meisten Fällen der Eindruck des ganzen Gesichts abhängt, besonders beim Weibe. Wie reich wäre die Erde an Schönheiten, wenn das weibliche Geschlecht nicht in zahllosen incorrekten Nasengebilden seine partie honteuse besäße!

Wie viele hübsche Gesichter fesseln unseren Blick beim Betreten eines Concert- oder Ballsaales. Wie viele Grazien oder Amorettenköpfchen mit den bekannten Spuknäpfen Cupido's in den blühenden Wangen berücken unsere Phantasie mit schmeichelnden Vorstellungen, wenn wir die beliebte Promenade der haute volee einer Großstadt mustern. Aber wie rasch weicht der Zauberbann, sobald sich eine von diesen anmuthigen Sylphiden, die auf den zierlichen französischen Chaussuren gar verführerisch heranschweben, in Profilstellung dem prüfenden Beobachter präsentirt! Wie ärgerlich und enttäuscht wendet er dann das Gesicht ab, um seine Leichtgläubigkeit zu verwünschen, die wieder einmal ihr Vertrauen auf eine edel geformte Nase so übel belohnt sah.

„Häßlichkeit entstellet immer, selbst das schönste Frauenzimmer", versichert ein bekanntes Scherzwort, welches man als ein Oxymoron aufzufassen pflegt. Ergänzen wir hinter dem ersten Worte den Zusatz: „Der Nase" so wird aus dem Witze der bitterste Ernst. Es braucht sogar nicht einmal Häßlichkeit zu sein. Schon die geringfügigste Unregelmäßigkeit der Linie genügt zur Hervorbringung jenes Effects; denn das menschliche Antlitz in der Gesammtharmonie seiner einzelnen Theile gleicht einem wohlgestimmten Accorde, in welchem ein einzelner unrichtiger Ton genügt, um einen unreinen Klang zu erzeugen, der aber vollends in einen schrillen Disaccord umschlägt, wenn die Dominante, die Nase, nicht stimmt.

Wer sich über den ästhetischen Werth eines Gesichtes klar werden will, betrachte zuerst die Nase. Leider lehrt die Erfahrung, daß in den meisten Fällen an ihrer Mißbildung ein im Uebrigen für Schönheit prädestinirtes Gesicht seinen herz- und sinnerfreuenden Beruf verfehlte und aus diesem Grunde bestenfalls auf die Kategorie der „Netten" Anwartschaft erhielt. Beim Manne tritt dieser Mangel weniger hervor. Denn wie seine Schönheit mehr in dem geistigen Ausdruck der Thatkraft, der Energie, der Charakterstärke, der Klugheit und der Herzensgüte beruht, über denen man bei sonstiger Regelmäßigkeit des Schnittes und der Züge ein nicht völlig reines Ebenmaß oder incorrecte Linien vergißt, so stört auch eine gegen die strengen Schönheitsbegriffe verstoßende Nase bei ihm weniger den Gesammteindruck als beim weiblichen Geschlecht, wenngleich auch eine vollkommene Männerschönheit ohne normal gestaltete Nase nicht denkbar ist.

„Ich sehe es ihr oder ihm an der Nase an," ist eine vulgäre Redensart in der sich ein gut Theil praktischer Weisheit verbirgt. So paradox es auch klingen mag, so sehr bestätigt es die tägliche Menschenbeobachtung, daß in der Nase sich fast noch deutlicher der individuelle Charakter ausprägt, als in dem Munde und den Augen. Letztere sind der Seele Spiegel, aber eben fast ausschließlich nur für die Gemüthsseiten des Menschen. Ein treues, klares Auge täuscht selten über ein gutes Herz, ein stechendes, scheues noch seltener über Häßlichkeit des Charakters. Die Nase dagegen ist der Compaß des Psychologen für den Curs, den der Wille des Menschen in seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen, in Affecten und Leidenschaften oder auch in ruhiger Ueberlegung verfolgt. Sie ist in gewissem Sinne das Symbol des Charakters bei beiden Geschlechtern.

Heirathscandidaten sollten daher, bevor sie sich auf die Freierschaft begeben, nichts eifriger studiren als die Symbolik der Nase, wenn sie nicht etwa vorziehen, nach Jäger'scher Methode das in manchen Fällen freilich nicht leicht ausführbare Experiment der Seelenprüfung vermittels der Duftcurven anzustellen.

Am deutlichsten pflegt sich in der Nase der Grad der Energie und der Leidenschaft auszudrücken. Eine stark heraustretende, etwas steil abfallende, geradlinige Nase von schmalem Rücken ist in der Regel ein untrügliches Kennzeichen für die Thatkraft und die zielbewußte Entschlossenheit ihres Besitzers, während ihre dicke, fleischige Beschaffenehit in dieser Formation auf Eigensinn mit Bornirtheit gepaart schließen läßt, vollends, wenn sie sich dem Aussehen eines Rabenschnabels nähert. Bedeutende Tragödinen, deren Spiel uns durch die Kraft und die Wucht ihres Pathos entzückt, verrathen diese Gabe häufig schon durch ihre energische Nase, die, wenn sich mit dem Feuer auch lebhafte Phantasie und sinnliche Hingabe an die Illusion paart, mit kräftig sich wölbenden Flügeln und tief um dieselbe sich legenden Zügen ausgestattet sind. Denn in nichts lodert so mächtig die verzehrende Gluth und Dämonie weiblicher Sinnlichkeit wie in diesen Winkeln der Nase, an welche stark ausgebildete Nüstern ansetzen, wie wir sie häufig auf Bildern bei Männern wie bei Frauen der antiken Welt finden. Siemieradski's „Fackeln des Nero" und Pilotty's „Triumphzug des Germanicus" liefern dafür die sprechendsten Beispiele. Kein Maler der neueren Zeit hat es vielleicht in so bewunderungswürdiger Vollendung verstanden, die Leidenschaft der Sinnlichkeit im menschlichen Antlitz im Schnitte der Nase zu veranschaulichen, wie dieser. Die ganze Abscheulichkeit thierischer Leidenschaft und grausamer Energie spiegelt sich schwerlich deutlicher in einem Nasengebilde als in jenem neronischen Gesichte Siemieradski's dessen entsetzliche Verworfenheit durch die für jegliches Laster der Sinnenlust und wilder Blutgier typisch zu nennende Nase charakterisirt wird. — Auch Goethe's mächtige Römernase und die bei Weitem edler geschnittene, aber nicht minder energievolle und von Sinnlichkeit zeugende Nase Napoleon's I. sind beredte Beispiele für die oben erwähnte Theorie. Beiden sind auch die charakteristischen, anscheinend stets in lebendiger Vibration arbeitenden, tief umfurchten Nasenflügel eigen, die auch zwei andere berühmte Repräsentanten verfeinerten Weltsinnes, Byron und Heine, kennzeichnen.

Wer das Capital von der Nase praktisch studiren will, nehme eine Sammlung von Portraits hervorragender Personen zur Hand. Es wird sich dann mit überraschender Klarheit die Wahrnehmung ergeben, daß fast alle historischen Größen durch kräftige, weit vorspringende und Energie bekundende Nasen sich auszeichnen. Pompejus, Jul. Cäsar, Brutus, Marc Anton, Augustus, Cicero, Constantin d. Gr., Theodosius, Karl V., Ferdinand I., Richelieu, Ludwig XIV., Colbert, Frau v. Maintenon, Cromwell, Perikles, Thucydides, Sokrates, Arjstoteles, Alexander d. Gr., Demosthenes, Luther, Wallenstein, Tilly, Karl XII., Sickingen, Gustav Wasa, Albrecht von Brandenburg, der Große Kurfürst, Friedrich II., Kant, Voltaire, Montesquieu, Diderot: — alle waren Besitzer von Musterexemplaren kräftig hervortretender und ausdrucksvoller Nasen.

Als vollkommenster Typus einer edlen und den reinen Schönheitsgedanken versinnlichenden Nase wird bekanntlich die griechische angesehen, wie ihn die antiken Statuen aufweisen. Ein griechisches Profil gilt auch heute noch als der Inbegriff physiognomischer Vollkommenheit. Freilich unterscheidet man dabei den strengeren altklassischen Schnitt von dem der eigentlichen Blüthezeit und gibt diesem den Vorzug. Denn während dort Nase und Stirn im Profil beinahe eine gerade Linie bilden, zeigt hier die Profillinie an der Nasenwurzel eine Berechnung zu einem dem flachen freilich sehr nahe kommenden stumpfen Winkel und eine sanfte Einbuchtung über der Nasenwurzel. Gesichter mit gerader Profillinie erscheinen monoton und phlegmatisch-indifferent, wogegen die der letzteren Gattung ideales Leben, eine hehre Schönheitsverklärung ausdrücken. — Die Heiterkeit und erhabene Ruhe der ewigen Götter, denen jede Leidenschaft fremd ist, kann nicht vollendeter im Gesichtspunkt versinnlicht werden als eben durch dieses klassisch-ideale Profil, das seinen physiognomischen Charakter und Ausdruck durch den Schnitt der Nase erhält.

Je kräftiger die Nase aus dem Gesicht herausstrebt, je mehr sie sich an der Wurzel einbuchtet, und je stärker geschwungen und schroff abfallend sich ihre Profillinie zeigt, desto leidenschaftlicher und energischer wird der Charakter der Physiognomie, desto mehr entfernt er sich von dem Ausdruck der idealen Hoheit und Ruhe. Heldenhafte Thatkraft, ungestümes Temperament, starker Wille prägen sich daher in der Regel in dem römischen Typus der Nase aus. Zu einer heroischen Schönheit paßt dieser daher besser als der ideale griechische Sch